

Literatur des Auslandes.

N^o 157.

Berlin, Montag den 31. Dezember

1838.

Nord - Amerika.

Der Wasserfall des Niagara.

Aus dem Schreiben eines Britischen Offiziers in Kanada.

Das Regiment, das nach seinem Wintermarsch aus Neu-Braunschweig in dem kleinen Flecken am Fluß Richelieu Cantonirt hatte, befand sich endlich in bequemen Quartieren zu Montreal, und nachdem unsere schwere Bagage nach einer Entfernung von sechs Monaten uns zur See nachgelommen war, schmeichelten wir uns mit der Hoffnung, daß wir jetzt unsere zerstückelten Glieder ausruhen und uns auf die Dauer im warmen Nest pflegen könnten. Doch am 30. Juni bekamen wir um sechs Uhr Morgens die plötzliche Ordre, sofort nach Kingston in Ober-Kanada aufzubrechen, und nachdem wir noch einmal von unseren Frauen, Kindern, Kranken und Gepäck Abschied genommen, marschirte das Corps mit dem Glockenschlage neun Vormittags aus den Baracken. Der linke Flügel zog längs des Ottawa-Flusses und des Rideau-Kanals, einen langen und beschwerlichen Weg, während der rechte Flügel, zu dem ich gehörte, die Richtung des Lorenzstroms nahm und, bald mit Dampf fahrend, wo der Fluß schiffbar war, bald zu Land marschirend, wo die Stromschnellen ihn unfahrbar machten, am 3. Juli Kingston am Ontariosee erreichte. Das Regiment übernachtete nur einmal unterwegs in Cornwall, einer Stadt, deren Namen, Sprache und Bewohner uns erinnerten, daß wir jetzt in Ober-Kanada waren. Die gellenden sacre's und marche done's der Französischen Kanadier tönten nicht mehr ins Ohr, und statt des schwächlichen, schwarzen und affengleichen Jean Baptiste trafen wir ein stämmiges, ernstblickendes Geschlecht, das offenbar aus Schottland herstammte. Doch selbst hier fehlt nicht das gehässige Naseln der Yankee's von jenseits des Wassers, so wie eine Unhöflichkeit der Sitten, die das Mutterland nicht kennt. Cornwall scheint eine blühende Stadt zu seyn. Auf meinen Streifereien nach den kleinen Pflanzungen in der Nähe sah ich nirgends ein verfallenes Haus, einen schmutzigen Menschen oder ein anderes Zeichen der Armut, außer wo ich auf die Hütte eines „armen Verbannten von Erin“ stieß; denn diese bringen ihre schmutzigen, nachlässigen Sitten eben so unfehlbar in die neue Welt mit, wie irgend einen anderen zur Einwanderung unentbehrlicheren Artikel.

Oberhalb Cornwall's begegneten unsere Dampfboote einigen gefährlichen Stromschnellen, die sie mit großer Mühe überwandten. An manchen Stellen sah das Auge sehr deutlich das Herabfallen des Stroms. Das Boot, in dem ich war, blieb mehr als einmal stehen, trotz seines kräftigen Ruderns, und unser Nachbarsschiff war genöthigt, seinen Kesseln mit Pferden und Vieh zu Hülfe zu kommen. Wir passirten viele liebliche Inseln, deren reiches Laubwerk in ungehemmter Leppigkeit ins Wasser hinabsank, indem die Stromschnellen, von denen sie eingeschlossen sind, sie vor dem Weil und Pflug des Alles verbessernden und gewinnfüchtigen Menschen schützen. Andere Inseln, die nicht so schön, aber vortheilhafter liegen, sind gelichtet, bewohnt und sehr reizend mit Heerden besät.

In der Nacht des 2. Juli wanden wir uns durch die weitberühmte Gruppe der „Tausend Inseln“, die erst kürzlich noch berühmter wurden durch den Aufenthalt des bekannten Piraten Bill Johnson. Die Fama hat um diesen Räuberhelden einen Kreis von Romantik gewoben, in der seine vier muthigen Söhne und seine schöne Amazonische Tochter die Hauptrollen spielen. In der That waltet etwas Geheimnißvolles in seiner Lebensweise und eine wilde Schönheit in seinen Schlupfwinkeln, die der Phantasie eines Cooper's nicht unpassenden Stoff zur Verarbeitung liefern würden. In der Wahl seines Verstecks hat Bill Johnson nicht wenig Klugheit gezeigt: in diesem unzugänglichen Inseln-Labyrinth, das von gefährlichen Stromschnellen geschützt wird, ist er vor jedem Angriff von außen vollkommen sicher.

Der Aufenthalt des Regiments in Kingston war nur von kurzer Dauer. Am Morgen des 6. Juli bekamen wir freudig den Befehl, an die Niagara-Gränze zu rücken und einen Strich Landes zu besetzen, der bisher fast nur von Witzigen und Freiwilligen vertheidigt worden. Noch denselben Abend gingen wir mit Sir John Colborne, der an diesem Tage aus Nieder-Kanada ankam, an Bord des Dampfboots „Großbritannien“; unsere Streitmacht bestand aus dem rechten Flügel des Regiments, einem

Artillerie-Detachement mit zwei Kanonen und einem Haufen Sapeurs und Mineurs mit Lagergeräth für 1000 Mann. Am Morgen des 7. Juli war kein Ufer des großen Süßwassersees, auf dem wir fuhren, vom Verdeck aus zu sehen; gegen Mittag aber lag der Amerikanische Landstrich niedrig, platt und waldig dem Wind gegenüber. Nicht ein Berg war am Horizont, nicht einmal ein Hügel als Hintergrund. Das Wasser des Sees war wie das Meer im Ankergrund gefärbt. Nicht ein Hauch kräuselte seine Oberfläche, nicht ein Vogel flatterte darüber, nur zuweilen sah man Stöbe nicht weit vom Strand hüpfen.

Um vier Uhr Nachmittags, während unsere Mannschaft diese öden Ufer von den Tönen des God save the Queen wiederhallen ließ, fuhren wir um die Landspitze herum, auf der das Fort der Vereinigten Staaten, Niagara, steht, und kamen in den berühmten Fluß dieses Namens. Es war, als hätten wir aus der Königlichen Heerstraße in einen engen Querbogen umgebogen, wobei die Glätte der einen und die Unebenheit des anderen das Gleichniß vollständig machte. Unter einem brennenden Himmel landeten wir jetzt an dem Kanadischen Fort, und nachdem wir uns am Ufer geordnet, marschirten wir auf eine grüne mit Bäumen besetzte Ebene, wo wir sogleich ansingen, zum Lager für die Nacht Anstalten zu treffen. Inzwischen kam ein Samaritanischer alter Soldat zu uns, der in dieser schönen Gegend sein beständiges Bivoual aufgeschlagen hat, und zog durch die labalistischen Worte „Klaret in Eis“ den größten Theil der Offiziere nach sich. Wir fanden eine höchst gebildete Gesellschaft, die durch mehrere schöne Damen geziert war, für welche zum Glück unser Hause eine willkommene Neuigkeit war.

Bei der Pöblichkeit und Raschheit unseres Ausbruchs von Montreal hatten wir geglaubt, unser Vorrücken an den Niagara werde etwas mehr zu bedeuten haben, als einen bloßen Quartierswechsel. Indes war Alles ruhig, und seit der Affaire von den „kurzen Hügeln“ hat kein Angriff von Seiten der Amerikaner stattgefunden, außer einzelnen Schüssen auf die Schildwachen jenseits des Flusses. Doch dies ist nur ein Possenspiel zwischen den beiden Nationen. Ein Yankee ist eben so hurtig mit seiner Kinte, wie ein Deutscher mit seiner Pfeife; jener schießt sein Gewehr mit eben so kaltem Blut ab, wie dieser seinen Meeresschaumkopf raucht.

Am folgenden Morgen mit Tagesanbruch brachen wir unsere Zelte ab, stiegen noch einmal in ein Dampfboot und fuhren den Strom sieben Meilen hinauf. Die Ufer wurden immer höher und auch schön bewaldet, und die Breite des Flusses wechselte von einer halben zu einer Viertelmeile. Oberhalb Queenston ist der Niagara wegen seiner großen Schnelligkeit für Dampfboote nicht schiffbar. So mußten wir unterhalb dieser Stadt aussteigen und die felsigen Höhen von Queenston erklettern, dem Schauplatz der blutigen Schlacht von 1812, und indem wir dicht unter dem Denkmal des tapferen Brock vorüberzogen, setzten wir unseren Marsch fort bis an die Ebene, die sich von diesen Höhen bis zum Erie-See ausdehnt. Man sieht noch deutlich an dem Abhang des Hügels die Reste der Britischen Arbeiten. Die Position ist furchtbar, und man kann die Kühnheit der Amerikaner bei ihrem Angriff nur bewundern. Ein Führer aus New-York spricht von der Affaire bei Queenston in folgender lakonischer Weise: — „Die Amerikaner blieben nur einige Stunden im Besitz, dann fuhren sie wieder über den Fluß zurück.“ Dies heißt mit anderen Worten: sie wurden mit dem Bajonnet jählings die steile Höhe hinabgejagt, und diejenigen, die nicht getödtet, ertränkt oder gefangen wurden, die fuhren allerdings über den Fluß zurück mit einer Eile, die ihnen keine Ehre machte.

Die Hügel an dieser Stelle sind gegen 360 Fuß hoch, und der trübe Strom, der einzige Abfluß-Kanal für die Gewässer der großen westlichen Seen, die die Hälfte des ganzen Süßwassers der Erdoberfläche enthalten sollen, rauscht furchtbar durch diesen engen Schlund. Die ganze Masse dieses ungeheuren für den Ocean bestimmten Tributs ergießt sich über die Wasserfälle des Niagara. Die Theorie, nach der die großen Katarakten sich allmählig von diesem Punkt an ihren gegenwärtigen Ort entfernt hätten, scheint mir nicht ganz unpassend. Die Naturforscher gründen hierauf die Vermuthung, daß die Wasserfälle mit der Zeit bis an den Erie-See zurückweichen werden, wo dann dieser edle, obwohl nicht sehr tiefe Binnen-See ganz austrocknen muß.

Unser Weg von Queenston aus war sehr häßlich und inter-

essant, und wenn es einem Offizier möglich wäre, auf einer Marschroute mit Infanterie, Soldaten in Reih und Glied unter einer Temperatur von 120 Grad Fahrenheit sich zu amüsieren, dann würde ich diese Tagereise sehr angenehm verbracht haben. Wie reich ist das Laubwerk der großartigen Wälder! wie üppig der Kornschreiwuchs! Die Reihen Englisch aussehender Bäume, die man geschmackvoller Weise stehen gelassen, um die Ebene zu zieren, lassen Einen glauben, man reise durch einen zusammenhängenden Park. In keinem anderen Theil der Kanada's ist das Pittoreske so vorwiegend, als hier. Es ist ein erfreuliches Gefühl, daß diejenigen Landschaften in der Fremde den Reisenden am meisten bezaubern, die ihn am stärksten an die Heimat erinnern.

Eine Meile ungefähr von unserem Bestimmungsort setzten wir über Lundy's Lane, einen sandigen Bach, der zu einer Höhe führt, welche den Schlüssel zu der Englischen Position in der Schlacht von 1814 bildete. Dies war der Schauplatz eines höchst hartnäckigen und blutigen Kampfes, wie es wohl jeder künftige Kampf seyn wird, in welchem der alte Englische Bullenbeißer und sein abtrünniger, aber gutgerathener Sprößling ein Hühnchen zu pflücken haben mögen.

Nachdem wir durch das kleine Dorf Drummondville marschirt und aus einem Wäldchen Spanischer Kastanien hervorgetreten waren, stiegen wir auf ein grünes Plateau mit einem etliche 200 Fuß tiefen Abhang, der dicht beschattet ist von prachtvollen Bäumen. Ueber den äußersten Zweigen derselben überspannte der Bogen der großen Katarakten den Himmel, und durch ihr Laubwerk hindurch erhaschten wir den ersten Schimmer jenes Weltwunders, in dessen Nähe wir jetzt unsere Zelte aufschlagen sollten. Nie habe ich Militair-Pflichten mit mehr Unlust beobachtet, als damals, da das Horn mich von meinem ersten Niagara-Besuch abrief, und noch erinnere ich mich wohl, wie ich mir einbildete, als ich dem Wasserfall den Rücken lehrte, daß ich ihn unmöglich in derselben Form bei einem künftigen Besuch wiederfinden könnte. In Wahrheit aber sind diese Katarakten der Typus des Unwandelbaren. Ihr ewiger Donner kennt keine Pause des Schweigens, ihr endloser Fall keine Ruhe. Jahrhunderte gehen vorüber, ohne eine Variation, einen Schatten von Wechsel am Niagara hervorzubringen.

Nach der gewöhnlichen Sitte der Touristen sollte ich nun zuerst erklären, wie keine Beschreibung den Niagara erreichen könne, dann aber selbst mit einem großen Aufwand von Worten seine Beschreibung versuchen; aber in der That, der Gegenstand ist von der Art, selbst die abenteuerlichste Feder oder den kühnsten Pinsel muthlos zu machen. Ich will ihm daher nur wenige Zeilen widmen, als einen treuen Bericht der ersten Eindrücke, wobei ich aber nicht dafür stehen will, daß ich nicht unversehens denselben Fehler begehe, den ich eben an meinen Vorläufern gerügt. Ich brauche kaum zu sagen, daß die Vorstellung, die ich mir vorher im Geiste oft genug von diesen Wasserfällen gemacht, sich der Wirklichkeit durchaus nicht entsprechend zeigte. Der Fluß ist viel enger, die Hügel höher und waldiger, die Landschaft überhaupt üppiger, als ich erwartet. Unter Goat Island, das den großen „Pferdehuf“ vom Amerikanischen Fall trennt, hatte ich mir nichts als einen nackten Felsen vorgestellt, und wie freute ich mich, jetzt zu sehen, daß ich einer schön bewaldeten Insel von 75 Morgen Ausdehnung großes Unrecht angethan. Und dann auch der Schall! Hat man mir es nicht tausendmal vorgesagt, daß Niagara's Stimme am Erie- und Ontario-See zugleich gehört wird? Die Wahrheit ist, daß der Katarakt oft kaum in der Entfernung einer halben Meile hörbar ist; die Höhe der überhängenden Hügel und die waldige Oberfläche der Umgegend dämpfen seine Töne. Doch so wie der Anblick der Wasserfälle durch Jahreszeit und Wetter modifizirt wird, so wechselt auch ihr Schall nach dem Zustand der Atmosphäre. In den geräuschvollen Stunden des Tages hört man im Lager nichts als ein dumpfes Toben, in der stillen Nacht aber erheben die Kluthen so laut ihre Stimme, daß die Wände und Fenster meiner 300 Schritt vom Fluß entfernten Hütte fast eben so stark zitterten, als das Verdeck eines segelnden Dampfboots. Der Silberschaum, der, so lange die Sonne über dem Horizont ist, sich vor ihrer Nacht zu beugen scheint, gewinnt noch einmal so viel Kraft in der Dunstluft des Abends und läßt dann einen sanften Schauer herabrieseln, der mitunter so stark und bedeutend wird, wie ein Schottischer Regen. Für diesen Supplementar-Regen ist die umgebende Vegetation sehr dankbar, indem sie noch lange, nachdem die fernen Wälder die nächtlichen Farben des Herbstes angelegt, die glänzende Livree des Sommers trägt.

Empfindsame Reisende haben es beklagt, daß man unheilige Hotels an einem Ort errichtet habe, welcher dem Erhabenen und Schönen geweiht seyn sollte; doch die Umgegend ist so zierlich und ihr Anbau bekundet so deutlich die Gegenwart des Menschen, daß diese Schlacken, mit Säulen und Terrassen versehenen Gebäude die Scene durchaus nicht so entstellen, als man glauben möchte. Ja ich zweifle, ob eine von den finsternen Schloßruinen des Rheins dem Charakter des Niagara besser entsprechen würde, als der große, weiße, mit Schindeln gedeckte Pavillon, der dort oben auf der höchsten Zinne über dem Wasserfall einer Noah-Arche auf dem Ararat gleicht. Das Alterthum beider Gebäude ist nur ein Tag in Niagara's Ewigkeit.

Trotz des oben Bemerkten kann ich nicht sagen, daß ich mich getäuscht fühlte, aber so viel ist gewiß, daß ich bei dem ersten Anblick der Katarakten aus der Ferne mehr Wasserisches und weniger Erhabenes fand, als ich erwartet. Wer aber Niagara's Pracht und Schrecken in vollem Maß empfinden will, muß dicht

herantreten; er muß sich auf den Tafelfelsen stellen, den Rand des großen Bogens seinen Fuß bespülen lassen und den ungeheuren Umfang der fallenden Bogen mit den Wurmgestalten seiner fast unsichtbar gewordenen Nebenmenschen am gegenüberliegenden Ufer vergleichen, und er wird bekennen, daß er noch nie einen so ehrfürchtiggebietenden Anblick vor sich hatte. Man kann unmöglich müde werden, diese wunderbare Scene anzustarren; aber die unerklärliche Anziehungskraft des Abgrundes ist in der That fast gefährlich. Welche Versuchung für den Elenden, der, in dieser Welt unglücklich, kein Vertrauen auf die Zukunft hat! Sonderbar ist es übrigens, das Einer oder vielmehr Zwei auf dem „Hufeisen“ plaudern können, ohne die Stimme bedeutend zu erheben.

In Bezug auf den ersten Eindruck am Niagara habe ich es nur zweimal offen und ehrlich gestehen hören, daß er hinter der Erwartung zurückblieb; in beiden Fällen von Damen. An der Tabledhore im Pavillon hörte ich eine unzufriedene Schöne erklären, daß sie schrecklich enttäuscht worden sey. Ich sah mir ihren verliebten Gatten an, der neben ihr saß, und wußte kaum, ob ich den Mann, der sich mit einer Dame von so „großen Erwartungen“ verbunden, um sein Glück beneiden oder seine Kühnheit bewundern sollte.

Das merkwürdige Projekt, hier eine große Stadt zu gründen unter dem imposanten Namen der Wasserfallstadt, ist mißlungen. Schon war ein Comité zu Stande gekommen, große Geldsummen subskribirt und, so viel ich weiß, auch Bürgermeister und Corporation erwählt, aber das Ganze schlug fehl, und Niagara ist noch kein Cheltenham. Das Leben hier ist nicht übel: man kann im Pavillon für einen Dollar oder vier Englische Schillinge täglich speisen und logiren, wobei man natürlich für Wein extra bezahlen muß.

Bald nach der Ankunft des Regiments an den Katarakten kam auch Lord Durham mit Familie und Gefolge an, und ich glaube, der alte Niagara sah noch nie einen solchen Zusammenfluß von gekrempten Hüten, als damals, da Se. Excellenz hier von Sir John Colborne und Sir George Arthur, deren Jeder mit seinem Stabe erschien, begrüßt wurde. Der General-Gouverneur hatte eine besänftigende Politik gegen unsere Nachbarn jenseits des Wassers angenommen und war sehr freigebig in der Bewirthung derjenigen, die dieses Ufer während seines Aufenthalts besuchten. Er ließ eine große Revue auf den 17. Juli ansetzen und Karten für 200 Personen zum Diner auf den Abend austheilen. Das Mahl zeichnete sich durch die Menge, die Verschiedenheit und den Durst der Gäste aus. Nie sah ich eine gleiche Quantität Eis-Champagner in einer bestimmten Zeit verbraucht. Von mehreren komischen Vorfällen bei Tisch berichte ich nur die folgenden zwei. Ein bleicher Yankee, der einem bescheidenen, rothwangigen jungen Fähnrich aus unseren Reihen zunächst saß, machte folgenden Versuch, eine Unterhaltung einzuleiten: „Hören Sie, Mister, ich kallulire, Sie sind ein Privatmann.“ Und als Lord Durham, nachdem er die Gesundheit der Königin getrunken, den Präsidenten der Vereinigten Staaten leben ließ, da weigerte sich ein stämmiger Kanadischer Grenzbewohner, aufzustehen, indem er laut vor mehreren Amerikanern schwur, er „wolle nicht aufstehen für den verdammten Schurken.“ Kein Wunder: es war nicht eine Gesellschaft, sondern zwei, und es konnte auch nicht anders seyn. Die Natur hat die beiden Ufer des Niagara getrennt: der Krieg hat die Wunde erweitert, und ich glaube nicht einmal, daß es dem großen Bevollmächtigten gelingen wird, sie zu heilen. Von Kanadischer Seite ist diese Feindschaft durch die Vorfälle von Navy Island und den Short Hills verschlimmert worden. Die Loyalisten und Freiwilligen fühlten sich vernachlässigt durch die Launigkeit, mit der die Regierung, wie sie behaupten, bei der Hemmung und Vergeltung Amerikanischer Unbill verfahren, und stößte nicht der Strom dazwischen, sie würden sich schon längst selbst Recht verschafft haben. „Das Mutterland“, bemerkte ein Freiwilliger-Offizier, „würde nicht einen Augenblick schweigen, wenn die Franzosen die Insel Wight besetzten, während man Navy Island Wochen lang im Besitz Yankeeischer Freibeuter gelassen hat.“ — „Ganz richtig“, antwortete ich zerstreut, „weil es natürlich ist, daß England schneller einen Stich ins Herz als einen Stoß am Finger fühlte.“ — „Darüber eben beklagen wir uns“, antwortete er. — „Die Sympathie des Mutterlandes reicht nicht bis zu den Extremitäten, und uns läßt man nicht einmal das Recht, unsere eigenen Schlachten zu schlagen.“

Der Lanz, der dem erwähnten Diner bei Lord und Lady Durham folgte, wurde nicht durch die Gegenwart Amerikanischer Schönheiten verherrlicht, indem sich die Damen dieser Nation gleich nach Tisch zurückzogen, weil sie nicht mit Ball-Toilette versehen waren. Ich bemerkte unter ihnen mehr als ein ausgezeichnet hübsches Mädchen, wiewohl man den Schönheits-Apfel selbst unfehlbar gewissen schönen Landsmänninnen von mir, die zugegen waren, hätte zusprechen müssen. Unter den jungen Amerikanischen Offizieren fand ich ein oder zwei gebildete Subjekte und zugleich perfekte Gentlemen.

Wir hörten beständig die schmeichelhaftesten Versicherungen von den Amerikanischen Liebhabern, die Hunderte von Meilen weit reisten, bloß um das Britische Lager am Niagara zu sehen. Es ist kein Zweifel, daß wir die geringere Sebenswürdigkeit ihres Besuchs sind; aber belustigend ist es, ja seltsam, Menschen zu finden, die unsere eigene Sprache reden und mit den allergeringsten Kenntnissen der englischen Lebens-Details unbekannt sind. Unsere Zeite, unsere Uniform, unsere Manöver und namentlich die

Rüstbände des Regiments werden mit der größten Reugier von den Amerikanischen Gruppen begafft, die fortwährend auf unserem ländlichen Paradeplatz zusammenstehen. Selbst die alte große Trommel mit ihrem königlichen Wappen und zahlreichen Schlägentisten ist hier ein Anziehungspunkt für Kinder von höherem Wuchse, als es in Europa der Fall ist. Die Wahrheit ist, daß der Amerikaner noch immer nicht eine gewisse Anhänglichkeit und Vorliebe für das Land seines Ursprungs abschütteln kann, — er sympathisirt mit seinem Ruhm und süßt den Abglanz desselben auf sich zurückstrahlen. Daher ist die Thatsache zu erklären, die sich schwerlich leugnen läßt, daß nämlich von der Erbitterung, die ohne Zweifel zwischen Briten und Vankees obwaltet, zwei Drittel in dem Herzen Jener zu Hause sind. Der Bewohner der Vereinigten Staaten kann es über sich gewinnen, sich seines Ahnenlandes zu rühmen, das Mutterland dagegen hat es bis jetzt weder vergessen, noch ganz verziehen, daß seinem rebellischen Sohn Jonathan der Kampf gegen die eigene Autorität so glücklich von Seiten gegangen ist. (U. S. J.)

T ü r k e i.

Natur und Menschenleben im Türkischen Reiche.

(Schluß.)

Einen Hauptgrund für unsere Behauptung, daß die Europäische Türkei besser bevölkert sey, als man denkt, liefert uns die Thatsache, daß wir in Gegenden, die selbst auf den neuesten Karten als Einöden verzeichnet sind, sehr volkreiche Dörfer und sogar bedeutende Städte antreffen. Herr Voué schätzt die Bevölkerung von Saloniki*) auf 60,000 Seelen, die von Monastir auf 40 — 50,000. Städte, wie Janik (Nikaa), Uskup, Istip u. s. w. enthalten, seines Erachtens, wenigstens 10,000 Bewohner. Die echten Türken von Osmanischem Stamme sind nur in Rumili häufig, in allen übrigen Provinzen aber sehr dünn gesät; größer ist die Zahl der muslimännischen Albanesen und Bosniaken; doch bilden auch diese nur einen schwachen Theil der Bevölkerung.

Die meisten christlichen Raja's bekennen sich zur Griechischen Religion; Römisch-katholische Christen giebt es im Ganzen nur wenige, die zumeist im Türkischen Kroatien, in Hersek (Herzegowina) und Albanien wohnen. Von den Griechischen Christen werden sie im Allgemeinen mit Verachtung behandelt. Die Letzteren sind ihrem Kultus sehr ergeben, was man vorzüglich dem nie rastenden religiösen Eifer und der angestregten Thätigkeit ihrer Mönche zuschreiben hat. Das Ansehen der Weltpriester, die oft nebenbei als Schenkwirthe oder bloße Handarbeiter sich qualifiziren, ist weit geringer. Die große Masse der Geistlichkeit trifft der Vorwurf großer Ignoranz; man findet nirgends eine Bibliothek, und die weitand so gefeierte Bücherammlung des Klosters Nilo ist durch eine Feuersbrunst, welche das ganze Kloster in Asche legte, zerstört worden. Im Lande der Montenegro's**) sind die Mönche und Priester auch des Waffenhandwerks kundig und bekleidet zum Theil sogar Offizierstellen. Da dieses unbändige Gebirgsvolk einen endlosen Krieg mit den Türken führt, so darf man ihm nicht verargen, daß es jeden streitbaren Mann zu nützen sucht, welches auch sein Stand und Charakter sey.

In Folge der Reformen des Sultans Mahmud ist eine große Zahl verfallener Gotteshäuser der Raja's wieder aufgebaut worden, und in mehreren Gegenden Serviens hat man den Kirchen sogar Glocken bewilligt. Anderwärts haben nur die Klöster das Privilegium, mit Glocken zu läuten.

Eine vergleichende Zusammenstellung der verschiedenen Völker, welche die Europäische Türkei bewohnen, bietet dem Beobachter viel Interessantes. Die Servier und die Bulgaren kann man nicht als verschiedene Nationen betrachten; sie gehören mit den Bosniaken, den Kroaten und den Illyriern zum östlichen Zweige des großen Slavischen Stammes und sind schon für sich allein zahlreicher als die Griechen. Der größte Theil Macedoniens wird von Serviern und Bulgaren bewohnt, die sogar ein kräftigeres Volk zu seyn scheinen, als ihre Brüder an der Donau. Der Bulgar haßt den Griechen, und der Grieche verachtet den Bulgar. Eine gleiche Antipathie besteht zwischen Serviern und Wallachen. Die Letzteren thun sich noch Viel darauf zu Gute, daß sie zur Römerzeit über die Servier geherrscht haben. Der Wallachische Bauer ist übrigens Leibeigener, wie der Ungarische, wogegen der Servische Bauer frei ist und sogar Grund-Eigenthum hat.

Seit der Beendigung des 23jährigen Kampfes, den die Servier für ihre Unabhängigkeit gekämpft, lebt dieses Volk im großem Wohlstand. Jedes Familienhaupt hat der Regierung alljährlich nur ungefähr acht Thaler als Abgabe zu entrichten. Servien ist in 17 Isprawnikate abgetheilt, und jeder Isprawnik (Bürgermeister) hat zwei oder vier Räte und einen Secretair mit einigen Assistenten. Man hat in Servien eine Art von Straf-Coder, aber kein Civil-Recht, kein Handelsrecht, kein Forst-Reglement und kein hypothekarisches System.

*) Der Name Saloniki ist eine Neugriechische Verschönerung von Thessalonike (Sieg der Thessalier). Die Türkische Verschönerung lautet Selant.

**) Montenegriner, Melanoren oder Fschernoarozen (d. i. Bewohner des Schwarzen Berges) heißt ein isolirtes Bergvolk Slavischen Stammes im Türkischen Albanien, das von den eigentlichen Albanesen wohl zu unterscheiden ist.

Die Testamente brauchen nicht schriftlich abgefaßt zu werden; es genügt schon, wenn der Erblasser seinen letzten Willen in Worte faßt. Die Armee ist klein; aber jeder Bürger muß ein-treten, wenn die Reihe an ihn kommt. Servien hat eine strenge polizeiliche Verfassung: jeder Distrikt ist für Diebstähle und andere Verbrechen, die in demselben begangen werden, verantwortlich; man hört aber namentlich von Diebstählen sehr selten.

Der Patriarch zu Konstantinopel ist das titulaire Oberhaupt des Servischen Klerus; sein wahres Oberhaupt aber der Erzbischof von Semendra, welcher von der Regierung gut besoldet wird. Außerdem giebt es noch drei Bischöfe und mehr als 20 Klöster, in denen je 100 Mönche wohnen.

In Belgrad findet man eine Buchdruckerei und eine Schriftgießerei. Viele nützliche Bücher von sehr guter typischer Ausstattung sind schon hier ans Licht getreten. Auch erscheint in Belgrad eine Zeitschrift, die aber in Ungarn nicht abgesetzt werden darf.

Fürst Milosch regiert mit Hilfe einiger Räte und Geheim-schreiber, worunter mehrere Ungarn. Er hat weder Palast, noch Hofstaat, und bewohnt ein schlichtes einstöckiges Haus, wie seine Unterthanen. Vor der Thüre desselben steht keine Schildwache; aber an der anderen Seite der Straße sieht man eine Wache von zehn Mann, die den Staatschatz bewachen soll.

Das Land ist von Heerstraßen durchschnitten, die aber schlecht beschwert sind und nur im Sommer etwas taugen. Es fehlt an Ingenieuren, an Aerzten, — o glückliches Land! — und vor Allem an geschickten Handwerkern. Die Künste sind noch sehr verwahrlost; man findet bei den Serviern weder Glasfabriken, noch Zuckerriedereien, und nicht einmal Tuch-Manufakturen, während die Bulgaren und die Griechen schöne selbstgefertigte Karoquin's, Seidenstoffe, Shawl's und Teppiche aufweisen können.

Auch im Landbau stehen die Servier hinter den Bulgaren zurück, die besonders sehr schöne Gemüsegärten haben. Der Servier begnügt sich mit Mais, Getraide, Bohnen, Melonen und einigen Frucht-Arten. Vor Allem werden Pflaumen gebaut, aus denen man Brannwein destillirt. Der Ueberfluß an Eichen und wilden Birnbäumen begünstigt sehr die Zucht der Schweine, von denen man unermessliche Heerden nach Desterreich versührt.

In der ganzen Türkei hat man keinen Begriff von Eintheilung der Felder in Schläge, und oft bleiben die Aecker jahrelang lang liegen. Die Kartoffel ist unbekannt, ausgenommen im Gebiete der Montenegriner, wo man seit zwanzig Jahren Kartoffeln baut. Für ökonomische Nutzung der Wälder geschieht gar nichts; die Hirten hauen eine große Eiche nur nieder, um Brennholz zu bekommen; und oft stecken sie ganze Waldstrecken in Brand. Dessenungeachtet giebt es noch prächtige Wälder im nördlichen Theile der Europäischen Türkei. Aller Handel ist in den Händen der Armenier, der Juden, Griechen und Bulgaren. Der Servier kümmert sich nur um Bestellung seiner Felder. Es ist fast unglücklich, zu welchem Wucher-Zins die Juden und noch mehr die Armenier den unglücklichen Bauern ihre Kapitale leihen. Sie lassen sich die ganze Aerndte des Landmanns als Unterpand der Bezahlung aushändigen und ziehen die größten Vortheile von den Erpressungen der Pascha's, denen sie oft als geheime Räte dienen, wenn auch nicht im offiziellen Sinn des Wortes.

Ein reicher Jude zu Monastir borgte, wie unser Autor versichert, den Kaufleuten zu 25 pro Cent jährlich und den Albanesern zu 25 pro Cent monatlich. Seinem eigenen Geschäftszufolge, kam er selten um sein Kapital und war nie auf der Heerstraße bestohlen oder beraubt worden. Dieser Jude wohnte in einer elenden Barracke, deren Mauer ein paar tüchtige Fußtritte zertrümmern konnten, und doch war seine Geldkiste vollkommen sicher.

Die vornehmsten Ausfuhr-Artikel der Europäischen Türkei sind: Baumwolle, Seide, Wolle, Leder, Del und Bluteigel. Der letztgenannte Artikel erstreckt sich bis tief ins Innere von Kleinasien, und immer stehen in Semlin Frachtwagen zum Transporte dieser Thierchen bereit. Die Sümpfe Bosniens und Albanien's, in welchen die Bluteigel besonders zahlreich sind, werden verpachtet. Eine Ausfuhr von Wein ist noch nicht versucht worden, obgleich man sehr edle und dabei sehr wohlfeile Wein-Sorten findet.

Es giebt im Allgemeinen wenig Arme in der Türkei, und fast nirgends Leute, die aus dem Betteln ein Gewerbe machen. Man hört nichts von Straßenräubern, ausgenommen an der Griechischen und Montenegrinischen Gränze, wo übrigens schon 15 bis 20 Gendarmen zum Schutz einer bedeutenden Landstrecke hinreichen. Nach der Aerndte sieht man auf den Feldern nie einen Stoppelleiser; nur die Pferde lauen wohl im Vorbeitraben von dem Raibe, der am Rande wächst, denn kein Acker ist mit einem Zaune versehen.

Die ganze Bevölkerung der Türkei zeigt viel gesunden Verstand, und man findet nur wenige Leute von gemeinen Sitten. Alle Geschäfte und Verhandlungen gehen ohne Lärm und Unstände vor sich. Die Postmeister sind höflich und zuvorkommend. In Griechenland zeigt das Volk weit mehr Plauderhaftigkeit und Zanksucht.

Der Menschenschlag ist kräftig, die Lebensweise einfach. Man bemerkt selten Personen mit Kröpfen, und Blindheit entsteht höchstens in Folge der Kinderpocken. In Servien und mehreren großen Städten der Türkei macht die Impfung der Kuhpocken schon Fortschritte.

Da der Osman eine trägere Existenz führt und mehr Be-

dürfnisse hat, als der Raja, so findet man bei ihm zuweilen Hypochondrie und Nervenleiden, welche den arbeitsamen und rührigen Raja's so gut als unbekannt sind. Die guten Eigenschaften der Türken sind: stoischer Gleichmuth, Liebe zu ihren Kindern und unbestechliche Redlichkeit im Verkehr. Die wichtigsten Verhandlungen besiegelt man durch einen bloßen Handschlag, und beide Parteien brechen ihr gegebenes Wort niemals.

Geisteskrankheiten gehören im Türkischen Reiche zu den seltenen Ausnahmen von der Regel. Duelle und Selbstmorde sind ganz ohne Beispiel.

Im Innern des Landes, fern von den Seestädten, wo man einen stärkeren oder schwächeren Einfluß Europäischer Sitten bemerkt, bildet jede Familie einen geschlossenen Kreis. Nur selten und bei feierlichen Gelegenheiten giebt man größere Gesellschaften. Die Männer versammeln sich gewöhnlich im Kaffeehause oder auf einem öffentlichen Spaziergang, und die Frauen in ihren Bädern oder zu Hause. Ein Europäischer Reisender lebt in vollkommenster Abgeschlossenheit, an die er nur mit Noth sich gewöhnen kann. (Edinburgh New Philos. Journal.)

Ostindien.

Das Land Ketsch im nordwestlichen Indien.*)

Das Land Ketsch (Cutch), welches wegen seiner Lage zwischen Kabul, den Staaten des Kendschit Singh und dem Britischen Ostindien besonders heutzutage große Bedeutung erhält, ist von Osten nach Westen 163 Englische Meilen lang; von Norden nach Süden ist es an der weitesten Stelle 32 und an der schmalsten 13 Engl. Meilen breit. Der gleichnamige Meerbusen, ein Theil des Indischen Ozeans, bespült dieses Land im Süden; der Nani, ein östlicher Arm des Indus, bildet seine Westgränze, und im Norden und Osten wird es beinahe ganz von dem sogenannten nördlichen Kenu, einer ausgedehnten, salzhaltigen Marschgegend, eingeschlossen, die vom Mai bis zum Oktober unter Wasser steht. Aus der Ferne betrachtet, gleicht diese Wildniß dem Ocean zur Ebbezeit. Da die Gewässer nie ganz versiegen, so erzeugt die Strahlenbrechung an heißen Tagen viele zauberische Luftgebilde, als Felsen, Hügel, Gothische Tempel, Burgen und Palmenhaine, die den Wanderer in rascher Aufeinanderfolge umgaukeln. Man findet in dem Kenu eine lachende, immer grüne Dase, Benni genannt, wohin die Schäfer ihre Heerden zu treiben pflegen.

Ketsch wird von einer aristokratischen Kaste beherrscht, den sogenannten Dscharrja's, deren Oberhaupt, der Rao, ungefahr dieselben Privilegien hat, wie ein Lehns Herr im Mittelalter.**) Es giebt gegen 20 Dscharrja's in Ketsch; sie empfangen ihre Ländereien von dem Rao, dessen erbliche Rathgeber sie sind, als Lehen, und nennen sich seine Bruderschaft (Bhahat, von dem Sanskritischen Bratri, Brüder). Eine Legende von ihrem Ursprung beweist, daß sie der Muhammedanischen Religion keine geringere Ehrfurcht zollen, als dem Brahma-Glauben. Ihr Stammvater, ein vornehmer Muselman, soll vor grauer Zeit (vielleicht gar vor der Gründung des Isam!) nach Ketsch gekommen seyn, wo damals nur Hirtenstämme wohnten, und ein schönes Hindu-Mädchen geheirathet haben. Nach dem Tode dieses Mannes erwarbten seine übrigen Frauen — lauter Muhammedanerinnen — die Verbannung der Heidin, und Letztere mußte, eine zweite Hagar, mit ihrem Söhnlein in die Wüste fliehen. Der Sohn wuchs heran; er nahm sich Frauen von den Töchtern des Landes, und seine Nachkommen wurden bald eine unabhängige Kaste. Das Oberhaupt des Stammes legte sich den Titel Dscham bei und behauptete ihn so lange, bis der berühmte Großmogul Elber die Macht der Dscharrja's brach.

Jedes männliche Kind, das zur Familie des Rao gehört, erhält schon bei seiner Geburt für sich und seine Nachkommen einen Antheil von den königlichen Domainen; die nämliche Sitte herrscht in den Familien der Großen, deren Landstücke ebenfalls zum Besten ihrer Sippschaft wieder vertheilt werden, so daß jeder Häuptling von seiner eigenen Bhahat oder Bruderschaft umgeben ist. Damit aber das Zerstückelungs-System nicht zu weit gehe, hat man ihm durch das un menschliche Herkommen des Kindermordes eine Schranke gesetzt; doch erstreckt sich diese Barbarei weit mehr auf weibliche, als auf männliche Kinder. Der ehelose Stand gilt für ein Verbrechen; eine Heirath unter Personen desselben Stammes aber für Blutschande. Dem Kasten-gesetz zufolge, kann ein Radshpute nur ein Mädchen aus einem niederen Stamme heirathen und seine Tochter einem Mann aus höherem Stamme zur Frau geben; da aber die Dscharrja's über sich keine Kaste anerkennen, so bleibt ihnen nur die Alternative, ihr adliges Blut zu entehren oder ihre weibliche Nachkommenschaft zu tödten. Das Kind wird so gelinde als möglich aus der Welt befördert, indem man etwas Opium an die Brust der Mutter streicht.

*) Bei dieser kurzen Skizze liegen die Sketches of Western India von Mistrick Postans zum Grunde.

**) Dscharrja ist ohne Zweifel eine Verderbung von Tschatria, die Kriegerkaste bei den eigentlichen Hindu's; und Rao (König) hat darum so große Aehnlichkeit mit dem Romanischen roy, rey und re, weil es nach einem ähnlichen Ausscheidungs-Prozesse aus Radseha entstanden ist, wie die genannten Wörter aus dem Lateinischen rex (für reg-s, Ablativ reges).

Auch die Selbst-Aufopferung der Witwen ist in Ketsch noch Sitte, weil das Land, obgleich unter Britischem Schutze, eine unabhängige Regierung hat. Der Zustand der Hindu-Frauen ist übrigens nicht von der Art, daß die Aussicht auf einen unnatürlichen Tod viel Schreckliches für sie haben könnte. Mistrick Postans besuchte das Harem des Rao; und obgleich dieser Fürst eine Englische Erziehung genossen hat und zu den gebildetsten Hindu-Fürsten gehört, so fand sie doch die Rani's nicht besser daran, als andere Opfer des orientalischen Einsperrungs-Systems.

„Die jungen Rani's“, so erzählt sie, „die Frauen des jetzigen Rao, saßen prächtig auf gepußt in einem entfernten Winkel der Veranda, aber so dicht bei einander, als fürchteten sie sich, gesehen zu werden. Dann und wann hörte ich, wie die Eine der Anderen mit ängstlicher Geberde etwas zuflüsterte. Von Zeit zu Zeit warfen sie mir neugierige Blicke zu und versteckten dann ihre hübschen Gesichter voll Beschämung in den Schooß. Als sie endlich Muth gefaßt und Vertrauen gewonnen hatten, zeigten sie mir allerlei niedliche Puz-Artikel, stellten mir eine Menge kindischer Fragen und besüßten alle meine Schmucksachen mit großer Neugier. Diese armen Geschöpfe haben keinen anderen Umgang, als Personen ihres Geschlechtes, die eben so unwissend und oft viel weniger gutartig sind.“

In den niederen Kreisen des Lebens führt das Weib ein weniger einförmiges, aber viel geplagteres Daseyn. Schon am frühen Morgen mahlt sie das Korn zur Speise ihrer Familie, sammelt Brenn-Material, scheuert das Küchen-Geräthe und setzt die ganze Wohnung rein. Dann geht sie mit einem Wasser-Eimer auf dem Kopfe und ein paar Kindern am Arm oder auf dem Rücken an den nächsten Teich oder Brunnen, holt das nöthige Wasser und kocht nach ihrer Rückkehr die Mahlzeit der Familie. Ist dies geschehen, so setzt sie sich eine Zeitlang ans Spinnrad; und vom Spinnrade geht es wieder an den Teich, wo sie mit Waschen, Wischen und Trocknen der gewaschenen Kleidungsstücke die Arbeit des Tages beschließt.

Die Bewohner des Landes Ketsch zeigen große Geschicklichkeit in Handwerken und mechanischen Künsten: sie sind vortrefliche Waffenschmiede, Selbgießer, Gold- und Silber-Arbeiter. Die Goldschmiede verdienen schon deshalb große Bewunderung, weil sie mit den rohesten und plumpsten Werkzeugen die feinsten Arbeiten zu Stande bringen. Im Gebiete der schönen Künste haben die Ketschi's viel weniger sich hervorgethan; dagegen findet man bei ihnen hohen Sinn für Musik und Poesie. Alle Häuptlinge der Dscharrja's haben ihre Haus- und Hof-Poeten, die ihnen täglich von den Heldenthaten ihrer Ahnen etwas vorsingen.

Das gemeine Volk ist vorzüglich dem Schlangen-Dienst ergeben und sehr abergläubisch. Man findet Individuen, die, um in den Geruch einer besonderen Heiligkeit zu kommen, fast ungläubliche Busübungen verrichten. So erzählt Mistrick Postans von einem jetzt in Bombay lebenden Fanatiker aus Ketsch, daß er ein Stieckreis von dem Baume Tetsi in einen Topf gepflanzt, den Topf in seine linke Hand gestellt und dann fünf Jahre lang ohne Unterbrechung über seinem Haupte gehalten habe, bis der Tetsi zu einem schönen Busche herangewachsen war! Die Muskeln des linken Armes dieses Fakir's sind eingeschrumpft, kontrakt und ohne Leben; die Nägel der Finger haben eine fürchterliche Länge bekommen und spiralförmig nach Innen sich gekrümmt; dennoch fählt der Unglückliche keine Reue, und der bewundernde Beifall des Volkes entschädigt ihn reichlich für Alles, was er ausgestanden.)*

Mannigfaltiges.

— Voltaire und Talleyrand. Wie wenig mitunter selbst die für klassisch geltenden Schriftsteller, ihrem ganzen Reichthume nach, gekannt sind, beweist unter Anderem auch der Umstand, daß man bisher das Witzwort: „Das Wort ist dem Menschen gegeben, damit er seine Gedanken verbergen kann“, für einen Einfall Talleyrand's hielt; ja, es gilt für eines seiner berühmtesten Bonmots. Kürzlich hat nun ein Leser Voltaire's, wie es allem Anschein nach Wenige giebt, die Entdeckung gemacht, daß sich in dessen Unterredungen zwischen Hahn und Henne folgende Stelle befindet: „Die Menschen bedienen sich des Gedankens nur zur Rechtfertigung ihrer Ungerechtigkeiten und wenden das Wort nur an, um ihre Gedanken zu verbergen.“**) Also hat Talleyrand den Voltaire bestohlen. Indessen ist es wohl auch möglich, daß schöne Geister sich begegnen, wenn sie auch ein halbes Jahrhundert von einander getrennt leben.

*) Man verlange von uns keine Bürgschaft für die buchstäblich Treue dieser Erzählung der ehrenwerthen Mistrick. Die Sache erhält vielleicht etwas mehr Glaubwürdigkeit, wenn wir annehmen, daß der Fakir wenigstens vor dem Schlafengehen seinen Topf säuberlich niederstellte.

**) Les hommes ne se servent de la pensée que pour autoriser leurs injustices, et n'emploient les paroles que pour déguiser leurs pensées.

Das mit der heutigen Nummer zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.